

bildes“, nicht bieten kann. Diese Wirkungsmomente braucht aber der Künstler deshalb, weil er die Natur in einem anderen Stoffe darstellt, als dem, aus welchem sie selbst besteht, und weil er streben muß, in diesem anderen Stoffe doch die volle Illusion zu erzeugen. Das führt zu gewissen Veränderungen, Vereinfachen, Steigerungen u. s. w., von denen sowohl HILDEBRAND wie RIEHL nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil hervorgehoben und gar nicht einmal immer genau begründet haben. So kann also nur der Gesichtspunkt der Illusion den Schlüssel für die künstlerische Gestaltung der Natur bieten, und wenn der Verf. diesen Gesichtspunkt, den er nur an einigen Stellen streift, scharf als Leitstern festgehalten hätte, würde seine Analyse des poetischen Stils weit vollständiger, klarer und überzeugender geworden sein. Er würde dann auch vermieden haben, das ästhetische Wesen der Erinnerung als solcher so stark zu betonen. Denn nicht die Erinnerung ist es, die den ästhetischen Zustand bedingt, sondern die Illusion. Das ist sehr leicht zu beweisen. Ein Unlustgefühl, dessen ich mich nach längerer Zeit erinnere, wird dadurch zwar abgeschwächt, aber niemals in ein Lustgefühl verwandelt. Diese geheimnißvolle Kraft, die doch die Bedingung jeder ästhetischen Wirkung ist, ist vielmehr lediglich der Illusion eigen, und zwar einfach deshalb, weil eben die Illusion als solche, unabhängig vom Inhalt der Dargestellten, die ästhetische Lust bereitet. Deshalb, und nur deshalb, kann auch die Kunst das Häßliche darstellen, und sie bedarf dazu durchaus nicht des Humors oder der Ironie, wenn sie das Häßliche nur wirklich glaubwürdig darstellt.

LANGE (Tübingen).

G. C. FERRARI. *Ricerche ergografiche nella donna.* (Ergographische Untersuchungen der Muskelkraft der Frauen.) *Riv. Speriment. di Freniatr.* Bd. XXIV (1), S. 61—86. 1898.

Mit Hülfe des Mosso'schen Ergographen und unter sorgfältig in verschiedenen Zeiträumen fortgesetzten Controlversuchen ergab sich aus den (11) beigefügten Zeichnungen die merkwürdige Thatsache, daß die Ermüdung der linken Hand bei Frauen weit später und weniger nachhaltig eintritt, als bei Männern. Die Ergebnisse seiner ergographischen Untersuchungen formulirt der Verf. dahin, daß die Arbeitsleistung der Frauenhände nicht nur von der der Männer sich unterscheidet, sondern auch vorzugsweise auf der Kraft der linken Hand beruht, da dieselbe selbst während ungewöhnlicher und längerer Arbeit nicht ermüdet und auch dann, nach geringer Pause, die Arbeit auf Anregung des Willens wieder aufzunehmen vermag; mit der rechten Hand ermüden die Frauen aber in gleicher Weise wie die Männer. — Die Ursache dieses vorwaltenden Manzinismus des Weibes kann nur auf der geringer entwickelten Organisation der linken Hirnhälfte beruhen, da die letztere, von der die Bewegungen der rechten Hand abhängen, psychischen Einflüssen (wie Bewußtsein, Aufmerksamkeit) Raum giebt, während die rechte Hirnhälfte rein physiologische Bewegungen vermittelt. — Bei der rohen Kraftmessung am Dynamometer zeigt sich die Einwirkung der Willenssphäre für beide Hände gleichmäßig auch bei den mit dem Ergo-

graphen untersuchten Frauen, deren Linkshändigkeit in letzterem Falle instinctiv ist. In einem Excursus über die oft aufgeworfene und trotz zahlreicher Hypothesen nicht abgeschlossenen Frage über die Rechts- und Linkshändigkeit kommt der Verf. nämlich zu der schon erwähnten Minderwerthigkeit der rechten Hemisphäre, die als Behälter für die ererbte thierische (bruta) Kraft des passiven Widerstandes zu dienen scheint, aus dem die Frau die Kraft zum Ertragen grosser physiologischer und moralischer Opfer (Menses, Gravidität, Laktation u. s. w.) schöpft. Da sie übrigens zu ihren sonstigen Leistungen nicht die grössere Körperkraft des Mannes braucht, so braucht sie auch weniger die rechte Hand. In den primitiven Zuständen trug das Weib instinctiv ihr Kind auf dem linken Arme und bereitete mit der Rechten die Nahrung. Die monotone, geduldige Arbeit des passiven Widerstandes mag wohl das Uebergewicht der linksseitigen Handbeuger ausgebildet haben. Vielleicht beruht darauf auch die Gewohnheit der Frauen, Knöpfe und Schnallen mit der Linken zu schliessen, wie aus den Bildern heutiger und antiker grosser Meister zu entnehmen ist. FRAENKEL.

ERNST SCHULTZE. Ueber die Umwandlung willkürlicher Bewegungen in unwillkürliche. Inaugural-Dissertation. Freiburg i. B. 1897. 39 S.

Verf. erläutert an zahlreichen Beispielen die Umwandlung willkürlicher in unwillkürliche Bewegungen, für welche hauptsächlich die centrale Uebung, in nur untergeordneter Weise die Uebung der beteiligten peripheren Organe in Betracht kommt. Bei den gewöhnlich als willkürlich bezeichneten Thätigkeiten des täglichen Lebens sind stets unwillkürliche Bewegungen als Componenten beteiligt. Die Unwillkürlichmachung willkürlicher Bewegungen und die Hemmung unwillkürlich gewordener oder von Anfang an unwillkürlich gewesener Bewegungen spielen eine wichtige Rolle nicht nur in der körperlichen Entwicklung, sondern auch in der Charakterbildung jedes einzelnen Menschen. Verf. weist auf die Schwierigkeiten hin, welche einer Erklärung der Vererbung von willkürlich gewordenen willkürlichen Bewegungen begegnen. Einen Ausweg bietet die Betrachtung des Instinctes, den man „aus der Vererbung eines Nervensystems herleiten kann, das das Zustandekommen bestimmter unwillkürlicher Bewegungen auf gewisse äussere Reize vermöge seiner Constitution bedingt“. Nach Ansicht des Verf. stellen aber die Instinctbewegungen „für die Art genau das dar, was für den Einzelnen die durch Uebung erlernten Bewegungen sind“. THEODOR HELLER (Wien).

F. KRÜGER. Der Begriff des absolut Werthvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Leipzig, Teubner, 1898. 96 S.

Die Schrift knüpft an an einen Satz KANT's aus der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten: „Gesetzt aber, es gäbe etwas, dessen Dasein an sich selbst einen absoluten Werth hat, . . . so würde in ihm, und nur in ihm allein der Grund eines möglichen kategorischen Imperativs, d. i. practischen Gesetzes liegen.“ KRÜGER wirft nun die Frage auf: Was ist absolut werthvoll? Die sociale Glücks- oder Luststeigerung kann keine ethische Norm abgeben; denn sie führt nothwendig zur Heteronomie, wie überhaupt jede